

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Carl Bolle: Ein kleiner Berliner Friedhof a. D.

Ein kleiner Berliner Friedhof a. D.

(Alter Dreifaltigkeits-Kirchhof.)

Aufgesucht und beschrieben von **Carl Bolle.**

Hinter verschlossenen Thüren, lieber wohl noch hinter unnahbaren Mauern, wohnt gern das Geheimnis. Nirgend vielleicht thut sich dies mehr kund als da wo der abgeschiedene Raum nach aussen hin vom Getümmel grossstädtischen Verkehrs umflutet wird. Wie selten dies auch in unserem modernen, aller Heimlichkeit der Stätte widerstrebenden Berlin vorkommen mag, so liegt dennoch in dem Mauerverschluss des vergessenen kleinen Kirchhofs am Potsdamer Platz ein Beispiel dafür vor wie es schlagender nicht gedacht werden kann.

Es bildet derselbe ein Oblong einige siebzig Schritt lang auf 28 Schritt Breite, seitlich von ein Paar Kiosks und einer hübschen Blumenhalle flankiert, das sich einerseits an die breite Treppenflucht des Potsdamer Bahnhofs, dieselbe halb verdeckend, anlehnt, andererseits gegen die Ecke der Königgrätzer Strasse, früher Hirschelstrasse genannt, hin Front macht, indem es an letzterer Stelle ein eisernes Thor zeigt, das sich selten genug öffnen mag. Hohe Baumkronen überragen den abseits gelegenen Ort, an dem dennoch unaufhörlich ein Strom Kommender und Gehender sich vorüberwälzt, da hier das grosse Eintrittsthor für den Verkehr der westlichen Welt mit unserer Stadt sich aufthut. Nicht gerade oft mag unter den Vorbeihastenden der Eine oder der Andere einmal einen prüfenden Blick auf die grünumrankte Einfriedigung werfen. Es bedarf wohl eines absonderlichen Interesses an Berliner Dingen um den Wunsch des Einblicks hinter jenachdem so viel oder so wenig versprechende Mauern zu wecken.

In uns, die wir der Stätte nahe wohnen, war ein solches Begehren seit lange rege gewesen. Immer und immer wieder verschob sich jedoch die Erfüllung desselben. Gelang es auch unschwer, vom Treppenpodest des Bahnhofpalastes aus ein wenig von dem Inneren zu überschauen, so genügte ein derartiger verstohlener Einblick doch der Wissbegier keineswegs. Wer aber besass den Schlüssel zu diesem Heiligtum, der zugleich derjenige zur Lösung mancher, hinter soviel Hindernissen verborgener Rätsel sein musste?

Niemand wusste das.

Es kam dazu jene Scheu, die wohl, seit der Entschleierung des Bilds von Sais schon, nur allzuoft besorgt war, liebe Illusionen zerstört zu sehen, also auch in diesem Falle befürchten durfte, ein Stücklein erträumter Romantik in nüchterne Prosa verflüchtigt zu finden. So sind Jahre vergangen ehe es für uns hiess: *Intrate, nam et hic Dii sunt.*

Nun geschah es am 28. September d. J., einem regenschweren Herbsttage, dass endlich die mysteriöse Pforte sich erschloss. Mit dem Schlüssel in der Hand, stand der gefällige Kirchhofsinspektor Herr Scholz, Vorsteher des grossen und an hervorragenden Grabstätten so reichen Friedhofkomplexes der Dreifaltigkeitsgemeinde vor dem halleschen Thor, dessen Filiale wir hier betreten wollen, unser harrend im geöffneten Thorweg. Als erfahrener Mann

wusste er über Manches Bescheid was frühere Mitteilungen, u. a. die des Küsters Herrn Schneider, nur unvollkommen angedeutet hatten. Genannte Persönlichkeit möge unseren Dank dafür vermöge dieser Zeilen entgegennehmen.

Nicht allzuviel ist über Örtlichkeit und Thatbestand zu melden, immerhin aber soll das, wiewohl nur flüchtig, Geschaute hier kurze Schilderung finden, wie weit es auch abliegen mag von dem melancholischen Reiz, den unser Rodenberg dem Besuch verlassener altberliner Judenfriedhöfe, anderswo so schön „der gute Ort“ genannt, zu geben weiss. Mit noch grösserem Nachdruck drängen wir Erinnerungen zurück etwa an den Kreuzgang von Sta. Croce zu Florenz oder an jene uralten Grüfte, um deren hebräische Inschriften auf dem Lido der Sand der Adriadüne weht. Nein, zu solchen Höhen versteigt sich norddeutsche Alltäglichkeit selbst in ihren feierlichsten Stimmungen nun einmal nicht.

Wo immer indess Tote von des Lebens Mühe ausruhen, da ist und bleibt, ohne Unterschied von Religion oder Rasse, auch auf kleinster Scholle für die Lebenden stets eine geweihte Stätte.

Der Fleck, von dem wir reden, übrigens, wie schon aus seiner Bestimmung hervorgeht, ein korrekt christlicher, hat etwas Düsteres: abbröckelnde, rauchgeschwärzte Ziegelmauern, nur nach aussen hin durch eine Pergola voll von dem purpurnen Herbstlaube des wilden Weins etwas freundlicher gemacht; darüber hin zerstreut unregelmässig gestellte Gräber, durch Epheu- hügel, Kreuze, oder anspruchsvollere Denkmäler bezeichnet, welche letztere grossenteils die vorwaltende Empfindung von der Vergänglichkeit alles Irdischen durch eigene Verwitterung verdoppeln zu wollen scheinen. Ausserdem, den Baumwuchs abgerechnet, durchaus nichts von jenem tröstlichen und lautlosen Hinübergleiten der Menschenschöpfung in das stille Walten wieder siegreich gewordener Naturkräfte, das hier nicht grundlos voraussetzen gewesen wäre; vielmehr stellenweis glatt geharktes Erdreich und frisch gestutztes Baumgeäst als redendes Zeugnis für nicht ganz erloschene, wenn auch auf ein Minimum beschränkte Grabpflege.

Litterarische Reminiscenzen folgen uns überall. Jener grosse Dichter und noch grössere Preussenfeind, Victor Hugo, hat einmal unübertrefflich — es steht wohl in seinen *Misérables* — ein kleines, seit Menschengedenken sich selbst überlassenes Gartenfleckenchen von Paris geschildert, das zu der vegetativen Üppigkeit der Wildnis freiwillig zurückgekehrt war, Alfons Karr hat Gleiches ausgemalt. Wie verführerisch wäre es gewesen, dergleichen im brandenburgischen Lokalkolorit wiederholen zu dürfen. Hier am Orte indess, trotz langer Abgeschlossenheit, wider Erwarten keine Spur von etwas dem Ähnlichen. Noch nie hat wohl die Aufzählung der Flora eines Erdwinkels in so wenig Worte gefasst werden können. Epheu und Akazien, sonst buchstäblich nichts anderes als von Kastanie, Eiche, Ahorn und von der unvermeidlichen Traueresche je ein Stamm oder Stämmchen. Die offizielle Grabpflege ist bei uns so gewissenhaft, dass sie selbst in dieser scheinbaren Vernachlässigung keinen Grashalm, geschweige denn ein Unkraut aufkommen lässt. Die ältesten der am Platze stehenden Akazien mögen ein halbes Jahrhundert oder wenig mehr zählen. Ein benachbarter *Ailantus* wirft nur den

Schatten seines schöngefiederten Laubes über die Mauer und wurzelt selbst bereits in profaner Adjacentenerde.

Längst schon ging das Gerücht, an dieser Stelle sei die geistvollste aller geschichtlich bekannt gewordenen Berlinerinnen, was doch viel sagen will, sei Rahel Levin bestattet und ruhe in einem Sarge mit Glasfenster über der Todten Antlitz; daneben ihr Gatte, der ebenso vielgelesene wie von der Loyalität streng beurteilte Varnhagen von Ense, während die Dritte im Bunde dieser ästhetisierenden Mauersträssler, Ludmilla Assing-Grimelli, bekanntlich ein Grab in italischer Erde vorgezogen hat. Offen gestanden, hatte für uns hierin die hauptsächliche Anziehungskraft der Lokalität bestanden. Gross war daher die Enttäuschung, als diese illustren Ruhestätten des höchsten geistigen Epikuräismus eines jetzt schon alt erscheinenden Berlins umsonst gesucht wurden, wir vielmehr von dem Beamten die Kunde empfangen, dieselben befänden sich unzweifelhaft auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe vor dem Halleschen Thore.

Und das hatten selbst die grössten Rahelverehrerinnen unserer Damenwelt nicht gewusst.

Trotz einer solchen bedauerlichen Abwesenheit birgt die kleine Begräbnisstätte genug des Bemerkenswerten. Sie ist voll von Hügeln und Grabmälern, unter welchen Sterbliche schlummern, die, ohne gerade viel Lärm in der Welt gemacht zu haben, doch einst Berliner oder fremde Grössen gewesen sind. Fast ausschliesslich ist die Aristokratie vertreten; aber auch bedeutende bürgerliche Namen patricischen Klanges fehlen nicht ganz. Wahrscheinlich war es die gesellschaftliche Distinction dieser Heimgegangenen, welche dem Gottesacker als solchem das Dasein gefristet hat, als, vor langer Zeit schon, ausgedehntere Begräbnisplätze hier dem Neubau eines ersten Eisenbahnhofes weichen mussten. Sollte nicht dem allgemein als gültig angenommenen Axiom von der durch den Tod herbeigeführten Gleichheit aller Menschen auch hier der Zusatz anzureihen sein, dass hinsichtlich des Looses ihrer posthumen Ruhestätten das Privileg der Vornehmheit weit über die Sterbestunde hinaus fortbesteht?

Eins entbehren die hier hinter Verschluss liegenden Grabstätten. Das ist die in frischen Blumen und Kränzen sich aussprechende Sorgfalt von der Hand nahestehender Lieben, welcher sie mittelst ihrer Lage unzugänglich bleiben müssen. Daher der Charakter augenscheinlicher Verlassenheit, ja sogar einer gewissen Wüstheit, der sich in dem Ganzen ausspricht. Öfters schon, wurde uns gesagt, haben Angehörige hier von Reinigung und Renovierung der Stellen mit dem Hüter des Orts gesprochen, fast immer jedoch scheint es beim guten Willen geblieben zu sein. Erschwerte Zugänglichkeit lässt es wohl hier eher noch als anderswo heissen: aus den Augen, aus dem Sinn. Nicht einmal die Blumen auf den Hügeln zu begiessen, wäre möglich.

Auch der Umstand, dass weniger eigentliche Familienbegräbnisse als diejenigen Einzelner vorhanden sind, mehrt vielleicht die Vernachlässigung und trübt das Bild, welches sich dem Auge hier darbietet, noch stärker. Namhaft gemacht seien u. a. Begräbnisplätze der Familien Stolberg-Wernigerode, Dohna-Bernstorff, v. Schlieffen, v. Pape, v. Reden, letzterer Name

lebhaft und wohl nicht ohne Grund an den monumentalen Grottentunnel der Rüdersdorfer Kalkberge mahnend.

Fräulein Helene v. Pape ist die Letzbegrabene geblieben; ihr Todesjahr ist 1869. Wie verlautet, sollen Pietät und Einfluss eines noch lebenden, rühmlich bekannten Generals es gewesen sein, die den vor Kurzem erst angeregten Verkauf der Kirchhofsparzelle an den Eisenbahnfiskus, dem die Kirchenbehörde sonst wohl zugestimmt hätte, verhindert haben, da Mutter und Schwester ihm hier beerdigt liegen. Wie lange demungeachtet die Stätte in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu erhalten sein werde, muss dahingestellt bleiben.

Nennenswert ist noch das Grab des Kultusministers Eichhorn, illiberalen Andenkens († 1856); ferner sind es die Ruhestätten der Familien Lippold, v. Decker und Carsten, letztere durch ein hervorragend reichornamentiertes Monument vertreten. Auch der exotische Anflug fehlt nicht ganz; ihn repräsentiert vorwiegend das russische Element, aus dem, als hier bestattet, eine Gräfin Schuwaloff und der Naturforscher Eversman († 1837) nebst Tochter erwähnt seien.

So zweckmässig und schön nun auch, wenn die Mauern fielen, dieser akazienbeschattete Gartenwinkel sich dem grösseren Platze vor der Treppenfucht des Potsdamer Bahnhofes als eine kleine Promenade einfügen würde, so steht dem doch zweierlei im Wege: zuerst die Schwierigkeit der Entfernung von in ihrer Eigenschaft als Erbbegräbnisse auf lange hinaus geschützten Gräbern; dann, wollte man diese auch pietätvoll an ihrer Stelle erhalten, die Beschaffenheit der vorhandenen Denkmäler. Der Mode des Zeitalters entsprechend, bestehen dieselben nämlich fast ausschliesslich aus Gusseisen, in dem Stile etwa, welchen das Gedenkmal der Königin Luise zu Gransee zeigt. Leider befinden sie sich, des Schutzes eines von Zeit zu Zeit zu erneuernden Anstrichs seit lange entbehrend, in einem wahrhaft kläglichen Zustande. Nur allzusehr erinnert ihr Anblick an jenen Bibelvers, der von Schätzen spricht, welche die Motten und der Rost fressen, so stark hat die Oxydierung des Metalls, als unschöne Patina auftretend, ihre Oberfläche überzogen und entstellt. Dankbar lassen sie uns erkennen, in wie erfreulicher und erwünschter Weise für unsere Friedhöfe die Eisenzeit einer weit schöneren und stilvolleren Marmor-Epoche gewichen ist.

Unter all diesen Eisenkreuzen, von welchen nicht wenige kunstvolle Arbeit zeigen und sich als Produkte unserer grossen königlichen Eisen-giesserei vorteilhaft darstellen, stechen durch geschmackvolle Einfachheit wie durch gute Erhaltung zwei aus Sandstein geformte niedere Stelen hervor, unstreitig einer etwas früheren Zeit angehörig. Die eine derselben deckt eine Frau Wendland, die andere mag uns etwas näher beschäftigen, weil sie in anmutender Weise den Zauber des Geheimnisvollen in die Stille dieses Kirchhofes hineinträgt. Man liest auf ihr in französischer Sprache eine mysteriöse Inschrift, hinter welcher sich eine gewiss interessante, vielleicht tragische Episode verbergen will. Das vom Jahre 1822 datierende Epitaph lautet mit ungewohnter Verheimlichung von Namen und näherem Geburtsort, bei Angabe blosser Initialen:

M. B. H., épouse de F. S.
née en France.

Ses souffrances ont cessé.

Unter dem Eindruck einer so absichtlich betonten hoffmanesken Dunkelheit über Person und Herkunft einer längst Verschollenen, scheiden wir, allerdings nur mittelmässig befriedigt, von der zuerst vielversprechenden Stätte jener uns nun endlich offen gewesenen kleinen Nekropole des Berliner Westens, auf der anderweitige Beschäftigung des schlüsselführenden Beamten, der wohl nicht mehr Totengräber genannt werden darf, uns nur das kurze Weilen von kaum einer halben Stunde vergönnt hatte. Im Gehen schweift der Gedanke hinüber von den umflorten Urnen und von den trauernden Genien des 18. Jahrhunderts zu den in Wirklichkeit Asche bergenden Columbarien einer vielleicht nahen Zukunft. Nicht entfernen indes wollen wir uns, ohne, voller Ehrfurcht vor den Manen der Abgeschiedenen, ihren hier in Frieden, wenn auch vieler Unruhe nah schlummernden Resten zugerufen zu haben:

Ave, pia anima!

Sturnea.

Aus dem Vogelleben der Heimat.

Von **Dr. Carl Bolle.**

Unser Staar, den ich übrigens, bei allen Heiligen der Ornithologie, bei Bechstein, Naumann, sowie Brehm Vater und Sohn sei es geschworen, in der Verkleidung seiner modernen Orthographie als Star kaum wiedererkenne, ist in Freiheit wie als Stubengenosse ein so lieber Vogel, dass nüchternes Abwägen seiner guten wie schlimmen Eigenschaften dem feiner empfindenden Naturfreunde recht eigentlich widersteht. Bei der starken, in jüngster Zeit stets wachsenden Zunahme dieser Vogelspecies bedarf dieselbe aus rationell-ökonomischen Gründen einer Empfehlung als Schutzbefohlene wohl kaum, da ihr menschliche Fürsorge mehr als anderem Federwild zu teil wird. Ihren allzu eifrigen utilitarischen Lobrednern gegenüber sei indess die Bemerkung gestattet, dass wo Kirschplantagen vorhanden sind, gerade die Schattenseiten des Charakters auffallend hervortreten. Der omnivore Staar wird im Sommer zum Fruchtfresser. Alte wie junge Vögel dieser Art, im Gefieder sehr verschieden, vereinigen sich zur Zeit der Kirschenreife, zwar noch nicht zu so wolkengleichen Scharen wie im Herbst doch aber zu recht ansehnlichen, oft nach Hunderten zählenden Flügen um die Orte aufzusuchen, die ihnen zuvörderst in der Süsskirsche, eine verführerische Nahrung darbieten. Fruchtbeladene Bäume können in der Weise binnen einer Stunde vom reichlichsten Obstsegen entleert werden, umsomehr da die kleinen Frevler sich am Verzehren nicht genügen lassen, sondern beim eiligen Pflücken viel von der Beute auf den Boden werfen.

So wetteifert der Staar in numerisch überlegener Weise mit seinen als Kirschdieben verrufenen Vettern, dem Pirol und dem Kernbeisser, im Werk der Zerstörung, bei dem die Krähen (*Corvus Cornix* und *frugilegus*) ihm munter Beihülfe leisten.